

## Inhalt

12	Dass er so zurückkommen würde
26	Die Wahrheit vom Leiden
40	Siddharthas Aufbruch
56	Die Kindheit des Buddha
70	Das Leid überwinden
84	Der achtfache Pfad
100	Das Erwachen des Buddha
116	Unter dem Bodhibaum
130	Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha
142	In Rajagriha
158	Das Gleichnis vom Floß
170	In Shravasti
186	Der Mordanschlag
198	Die Gemeinschaft der Mönche
212	Das Verlöschen des Buddha
228	Dass ich so zurückkommen würde

*Zum nebenstehenden Bild:*

Ananda, Bronzefigur aus den Longmen-Grotten, Luoyang, China

Ananda ist Vetter, Freund und Liebblingsschüler des Buddha und deshalb der Erzähler unseres Romans. Der Name »Ananda« bedeutet im Sanskrit Wonne, Glückseligkeit.

## Der Löwenruf

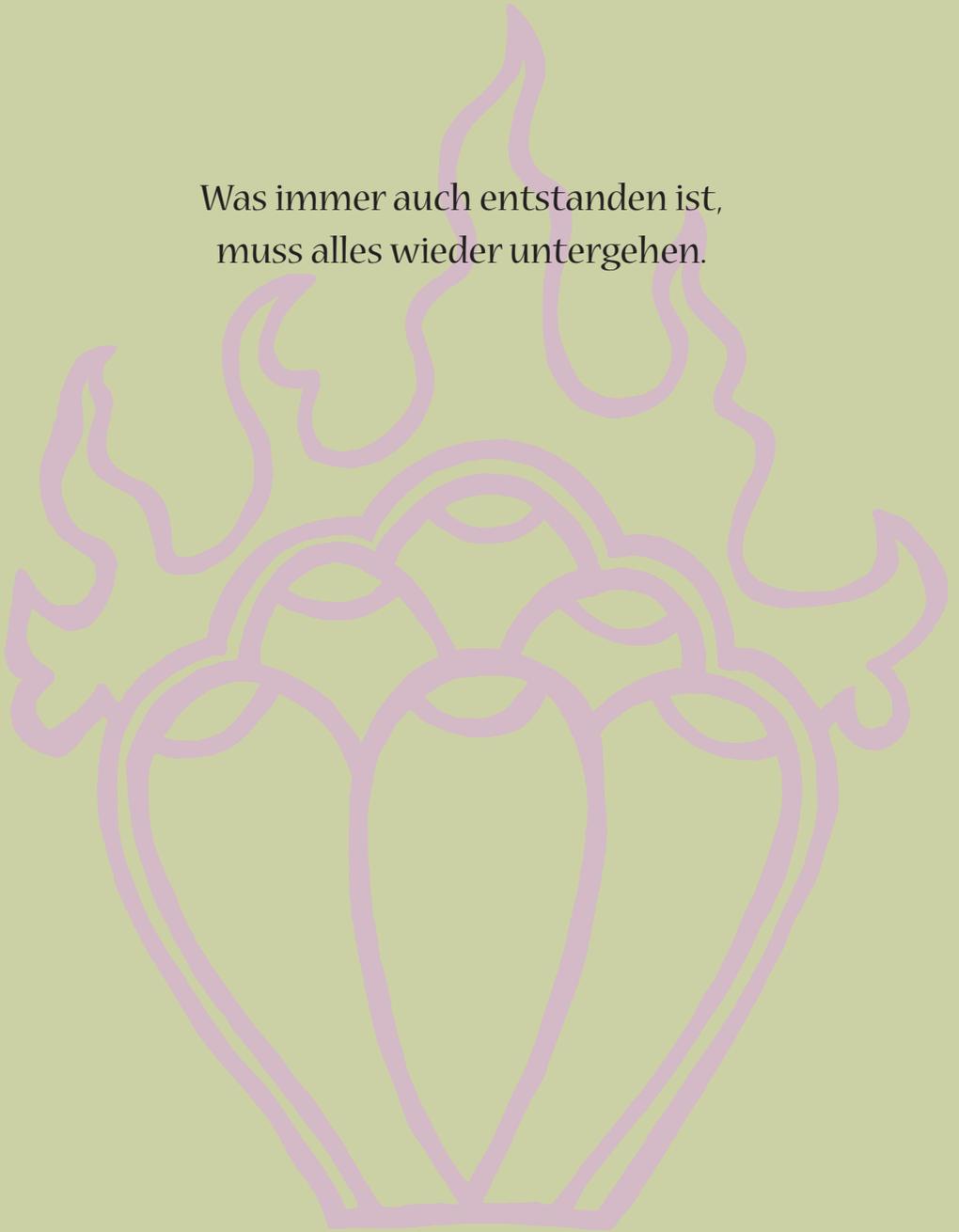
Zur Abendzeit, ihr Mönche, tritt der Löwe aus seiner Höhle hervor. Hat er seine Lagerstätte verlassen, so reckt er sich und aufgerichtet blickt er in alle vier Himmelsrichtungen. Dann lässt er dreimal den Löwenruf erschallen. Alle Tiere aber, die den Ruf hören, werden von Furcht übermannt. Die in Höhlen hausen, verkriechen sich; die im Wasser wohnen, flüchten sich in die Tiefe; die Waldbewohner suchen das Dickicht auf und die Vögel erheben sich in den Luftraum. Von solcher Macht, ihr Mönche, ist der Löwe, von solch unbändiger Gewalt, von solcher Majestät.

Ebenso geschieht es auch, wenn ein Vollendeter in der Welt erscheint, ein völlig Erwachter, der mit Wissen und rechtem Tun auf gutem Wege geht, ein Weltenkenner, der Lehrer von Göttern und Menschen, der Buddha, der Erhabene, der die Lehre verkündet. Alle Wesen, selbst die Götter, werden von Furcht ergriffen, wenn sie die Verkündigung der Lehre durch den Erhabenen vernehmen. Von solch großer Macht über die Welt, von solch unbegrenzter Gewalt, von solcher Majestät ist der Vollendete, ihr Mönche.





Was immer auch entstanden ist,  
muss alles wieder untergehen.



## Dass er so zurückkommen würde



Ich hatte nicht erwartet, dass er so zurückkommen würde. Dass er irgendwann einmal kommen würde, zurück in seine Heimat, in sein Mutterland, seine Vaterstadt, das hatte ich immer gehofft. Ja, ich habe sogar darauf gewartet. Er würde wiederkommen, da war ich mir immer sicher.

Aber so? Eine große Gestalt war er immer gewesen, er war hoch gewachsen und mit heller Haut – wie es sich für ein Mitglied der Krieger- und Adelskaste, der Kshatriyas, gehört. Aber er war schlanker geworden, nicht mehr so kräftig wie früher, als er uns alle im Wettkampf besiegte. Er trug nun die gelblich-braune Kutte der Asketen und Wandermönche, die arm, ja armselig durch das Land zogen, in den Armen eine Holzschale für das jeden Morgen erbettelte Essen. Wo waren seine schönen Kleider geblieben, die ihm als Sohn des Raja, des Fürsten dieser Provinz, zustanden? Wo der Schmuck, die Ketten um den Hals, die Armreife und Ringe, die schweren Ohrgehänge, die er bereits seit seiner Kindheit trug und die seine Ohren nach unten in die Länge gezogen hatten, sodass man den Sohn aus reichem Haus erkennen konnte?

Was ich schlimmer noch fand, war sein Kopf: kahl rasiert, ohne jede schmückende Haartracht. Wie hatte er sich damals sein volles, schwarzes Haar pflegen lassen? Jeden Morgen wurde es von der Dienerin mit Duftölen gesalbt, bis es im Licht der aufgehenden Sonne schwarz und zugleich blausilbern schimmerte und glänzte. Gebunden war es in einem langen Haarzopf, der mal auf dem Kopf hochgesteckt, mal lang herabhängend war. Nichts davon war geblieben, alles abgeschnitten, wegrasiert – so radikal, als wolle er damit seine ganze Vergangenheit abtun:

*Was irgend auch entstanden ist,  
muss alles wieder untergehn.*

Sein Gesicht war edel wie früher auch. Das war keiner der Gaukler und Scharlatane, die ebenfalls im Gewand des Asketen durch die Lan-

de zogen, aber außer Täuschung und Wortgeklingel nichts zu bieten hatten. Wer ihm ins Gesicht blickte, erkannte gleich: Hier begegnet ein Mensch, der etwas ausstrahlt, der eine ungeheure innere Kraft besitzt und daraus lebt. Er war mir immer überlegen gewesen, aber nie hatte ich Neid und Missgunst ihm gegenüber empfunden. Ich war froh gewesen, wenn ich ihn begleiten konnte, wenn wir miteinander sprachen und diskutierten, zusammen aßen und uns freuten, zusammen ausritten und die Wälder entlang des Flusses durchstreiften. Er war Führer und Wegweiser gewesen.

In diesem Augenblick sah er mich an. Sein Blick war durchdringend und mild zugleich. Ich spürte, wie er mich durchdrang, gleichsam durchsichtig machte, wie er mich ganz und gar annahm mit all dem, was mein Leben ausmachte. Seine tiefdunklen Augen hatten nichts von ihrem Glanz und Feuer verloren, das ich in unserer Jugend schon beobachtet hatte. Es war ein Leben in ihnen, das aus der Tiefe kam. Zugleich aber – und das war anders als früher – drückten seine Augen Wärme und Zuwendung aus. Gewiss, er war auch als Kind und Jugendlicher ruhig und beherrscht gewesen, nur selten gab es Wut und Streit, in ihm hatte ich einen guten Vetter und Freund. Jetzt, als Sechsenddreißigjähriger, aber war er gereift, jetzt strahlte sein Blick eine Menschlichkeit aus, die mich tief beeindruckte.

Ich war sprachlos, und auch er hatte bislang nichts gesagt, mich nur angeschaut.

Dann sagte er nur ein einziges Wort: »Ananda«. Er nannte meinen Namen mit einer Zuneigung, die mich berührte. Er, der jetzt so Große, weithin Bekannte, der Ehrwürdige, er sprach mich an.

Ich verneigte mich vor ihm und nannte nun auch seinen Namen: »Siddhartha«.

Mehr sagten wir beide nicht. Er ging weiter, barfuß, das gelbbraune Gewand über die linke Schulter gerafft, die rechte Schulter frei. Gepäck trug er keins, das war bei den Wandermönchen, die das Mittlere Land Indiens in großer Zahl durchzogen, nicht üblich. Seine Bettelschale wurde wohl von einem der anderen Mönche getragen, die einige Schritte hinter ihm herkamen.

Es waren mehrere Dutzend Männer, die ihm folgten. Wie er waren sie in gelbbraune Gewänder gehüllt, wie er waren sie barfuß, wie er hatten sie keinen Stock oder gar eine andere Waffe, um sich gegen wilde Tiere und Schlangen zu schützen. Ohne jede Gewalt und zugleich ganz arm, auf jeden Besitz verzichtend, gingen sie ihren Weg. Schweigend,

nachdenklich, einige in Gedanken versunken, andere aufmerksam die Menschen am Weg betrachtend. Es war eine eigenartige Schar, die sich langsam auf dem Weg bewegte, der zur Stadt führte.

Vor dem Stadttor bogen sie nach rechts ab. Es war schon spät am Tag, bald würde die Sonne untergehen. Für die Wandermönche, die nur am Morgen Gaben erbetteln, war es zu spät, um in der Stadt noch von Haus zu Haus zu gehen und schweigend ihre leeren Schalen den Hausbewohnern hinzuhalten. So zog die Schar mit ihm an der Spitze weiter in den kleinen Nigrodha-Wald, in dem wir als Kinder zusammen mit unseren Freunden Verstecken gespielt hatten. Uralte Banyan-Bäume wuchsen dort. Ihre Stämme, vor allem aber die vielen Luftwurzeln, bildeten ein verwirrendes Dickicht, dazwischen waren von Zweigen und Blättern gebildete Höhlen, schattig und zugleich luftig, angenehm bei der Hitze der Trockenzeit.

Ich folgte dem Zug der Mönche aus der Ferne, sah Siddhartha voranschreiten, er kannte ja den Weg, war wieder einmal Führer und Wegweiser, damals mir und unseren Freunden, heute dieser großen Schar von Mönchen, die ihm schweigend folgten, gelbbraune Farbtupfer zwischen dem tiefdunklen Banyanholz und dem grünen Blattwerk darüber. Eine ganze Weile stand ich noch am Rand des Wäldchens, Erinnerungen kamen mir an die Zeit damals, ein bisschen Wehmut, aber auch eine tiefe Bewegtheit.

Er war zurückgekommen.

Ich wohnte zu dieser Zeit mit meiner Familie in einem Seitenteil des Hauses von Raja Shuddhodana in der Stadt Kapilavastu. Das Haus des gewählten Fürsten der Shakya-Provinz war kein Palast, wie ihn die Könige in Rajagriha oder Shravasti besaßen. Aber es war das größte Haus in der Stadt, anders als die umgebenden Häuser bestand es aus mehreren Stockwerken, dazu kamen Nebengebäude für die Verwandten und die Diener. Das Haus erhob sich über die Stadt, war schon vom Stadttor aus zu erkennen. Es bestand auch nicht aus Lehm, Bambus und Schilf wie die anderen Häuser, sondern war aus festen Ziegeln gebaut, auf einem kleinen Hügel gelegen, so dass es selbst in der Regenzeit nicht überschwemmt wurde. Hinter dem Haus lagen Ställe für die Tiere, für die Pferde des Raja und seiner Verwandten. Dazu gab es einen gepflegten Garten mit hohen, schattigen Bäumen und bunten Blumen und – in seiner Mitte – einen kleinen Teich, aus dessen schlammigem Wasser Lotosblumen hoch aufwuchsen und das Auge erfreuten: rote und weiße Blüten in voller Pracht.

Am nächsten Morgen wurde ich schon früh durch Unruhe im Haus wach. Ich sprang von meinem Lager auf und eilte nach draußen, vor das Eingangstor des Raja-Hauses. Dort wimmelte es von Menschen. Bettelmönche in ihren gelbbraunen Roben waren zu erkennen, die Diener des Raja, Bewohner der Stadt, zwei Wächter mit langen Lanzen, die vom Stadttor herbeigelaufen waren, als sie den Lärm hörten.

Auf der obersten Stufe der Treppe zum Eingang seines Hauses stand Fürst Shuddhodana. Er trug bereits – trotz des frühen Morgens – sein Fürstengewand aus kostbarem Stoff, noch kostbarer bestickt. Seine Füße steckten in goldbestickten Sandalen. Das dunkle Haar hatte er hochgesteckt, ein Band darin eingebunden.

Shuddhodana war eine stolze Gestalt, der gerecht aber bestimmt über sein kleines Fürstentum herrschte. Sein Wort im Rat der Krieger hatte Geltung, was er sagte, geschah ohne Widerrede. Die gleiche Festigkeit und Bestimmtheit im Wesen hatte auch sein Sohn Siddhartha.

Der stand vor ihm, unterhalb der Treppe, tiefer und dennoch nicht zu ihm aufblickend. Stumm hielt er die schwarze Bettelschale hoch – seinem Vater entgegen.

Dessen helle Gesichtshaut wurde tiefrot vor Zorn und Wut. »So kommst du zurück!«, rief er mit kaum beherrschter Stimme.

»So kommst du, als ein Bettler, als einer ohne Haus und Heimat, als einer, der herumzieht und auf Kosten anderer lebt? Du bist Siddhartha, der Sohn eines Fürsten und kein Bettler! Du bist mein Sohn, gehörst zur edlen Sippe der Shakyas und nicht zu den Asketen! Du hast Haus und Frau und Kind und bist nicht zur Hauslosigkeit eines Mönches berufen. Besinne dich auf deine wahre Lebensaufgabe. Lege das schmutzige Mönchsgewand ab und lass dich von den Dienern waschen und salben und mit kostbaren Gewändern bekleiden, wie es sich geziemt! Komm zurück, Siddhartha!«

»Nenn mich nicht länger Siddhartha«, lautete die Antwort seines Sohnes. »Sprich mich nicht länger mit Namen an, nenn mich nicht Sohn, nicht Fürst, nicht adlig. Ich bin der vollkommen Erwachte, der Buddha, ein Vollendeter und Heiliger.«

»Ein Vollendeter mit Bettelschale«, Shuddhodana schäumte vor Wut. »Mach dich nicht lächerlich. Erniedrige dich nicht vor allem Volk. Und vor allem erniedrige nicht mich durch deinen Aufzug hier!«

»Es ist die Art der Buddhas zu allen Zeiten, aus dem Haus auszuziehen in die Hauslosigkeit, von Almosen zu leben, mit der Schale der Bettler zu gehen jeden Morgen. Das ist das, was ich jetzt bin: Nicht mehr dein Sohn, sondern ein vollkommen Erwachter, ein Buddha.«

Siddhartha drehte sich um. Sein Gesicht verriet trotz des Streites keine Regung. Anders als sein Vater, der mit verzerrtem Gesicht oben auf der Treppe stand, war das Gesicht des Erwachten gleichmütig, gelassen. Siddhartha schritt langsam aus dem Hof seines Vaters heraus, seine Mönche folgten ihm. Das Gemurmel der Diener und Nachbarn war verstummt.

Schweigend sahen wir ihnen nach.

Ich war wie versteinert von der Szene, die sich vor meinen Augen abgespielt hatte. So also war er zurückgekommen. Nicht länger Siddhartha, der Fürstenson, sondern als Buddha, als Erwachter. Ich konnte mir diese Veränderung nicht erklären. Ich musste ihn fragen, was geschehen war, was seinen Weg so verändert hatte. Ob ich ihn noch Siddhartha nennen durfte? Oder musste er auch für mich der Buddha sein, der Vollkommene, der Erleuchtete?

Neben mir stand mein Halbbruder und sein Vetter Anuruddha. Er schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Hast du das gehört?«, fragte er fassungslos. »Hast du das gesehen? Das war Siddhartha. Und er war es nicht.«

Fürst Shuddhodana Gautama, Siddharthas Vater, begann seine Fassung wiederzufinden. Hinter ihm war seine zweite Ehefrau erschienen, Prajapati. Sie hatte wohl ihre Morgentoilette unterbrochen, war noch nicht fertig geschminkt, das Haar nur flüchtig zusammengesteckt. Prajapati legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter, zog ihn sanft ins Haus zurück. Shuddhodana schien um Jahre gealtert zu sein. Er murmelte nur noch: »Nicht mehr mein Sohn, sondern ein Buddha.« Dann verschwand er, die Menge zerstreute sich.

Ich ging mit Anuruddha in mein Haus, wo meine Frau auf mich wartete. Wir setzten uns auf die prallen Kissen, die an der Außenwand des Hauses unter den schmalen Lüftungsfenstern aufgestapelt waren. Wir schwiegen lange.

Anuruddha begann: »Irgendwie war Siddhartha immer schon ein wenig anders als wir. Brettspiele hat er geliebt und Gedankenraten auch. Aber schon wenn es um das Bogenschießen ging, hatte er oft keine Lust. Und als wir den Schwertkampf übten, um zu guten Kämpfern heranzuwachsen und unserer Bestimmung als Krieger gerecht zu werden, hat er sich oft in den Garten zurückgezogen und unter einen Baum am Lotosteich gesetzt. Dort fanden wir ihn später, ganz in Gedanken versunken. Ein richtiger Kshatriya war er nie, so wie andere Mitglieder der Kriegerkaste hat er sich nie verhalten.«

Auch ich erinnerte mich, dass Siddhartha geradezu eine Abscheu hatte vor den manchmal ein wenig rauen Ringkämpfen, mit denen wir unsere Kräfte erprobten. Und dies, obwohl er davor eigentlich keine Angst zu haben brauchte, denn er besiegte uns alle, so groß und kräftig wie er war.

Sein Vater, Shuddhodana, hatte diesen nachdenklichen und friedfertigen Zug seines Sohnes bemerkt und sich wohl Sorgen darum gemacht, ob sein Sohn ihm als Raja folgen könnte. Die Veranlagung, ein Führer und Wegweiser zu sein, hatte er, daran gab es keinen Zweifel. Groß, kräftig, mutig und ausdauernd war er, auch das war gewiss. Dennoch hob er sich damals bereits von den anderen Kshatriya-Jungen ab, die ihr Leben genossen, keiner Rangelei aus dem Weg gingen, Spiele und gutes Essen, Mädchen, Tanz und Musik liebten. Gewiss, Siddhartha war bei allem dabei, aber zugleich war er in seinen Gedanken woanders. Rätselfhaft, so fanden sein Vater und seine Stiefmutter Prajapati, so fanden auch wir, seine Vettern, sein Halbbruder Nanda, seine Freunde und Spielkameraden.

Wir machten uns auf den Weg in die Stadt. Vielleicht trafen wir ihn noch bei seinem Bettelgang entlang an den Häusern der Hauptstraße. Vielleicht war Gelegenheit, ihm Fragen zu stellen, wenigstens die wichtigsten der vielen Fragen, die wir an ihn hatten.

Als wir aus dem Hof traten, umgab uns das übliche Durcheinander der kleinen Stadt mit ihren achttausend Einwohnern. Nur die Brahmanen, die Priesterkaste, die Kshatriyas, die Krieger- und Adelskaste, und die Handwerker rund um den Basar lebten innerhalb der Stadtmauern. An wenigen Stellen war dies wirklich eine Mauer, meist nur ein hoher Erdwall, auf dessen Spitze Holzpalisaden einen Wehrwall bildeten. Die Gebäude der Stadttore dagegen waren aus gebrannten Ziegeln gemauert. Schwere Holztore, zusätzlich mit Balken gesichert, wurden nachts geschlossen.

Dem Haus des Raja, des Fürsten, gegenüber lag die offene Ratshalle, Holzsäulen trugen das Dach, Wände gab es nicht. Hier kamen von Zeit zu Zeit die Kshatriyas, der Kriegeradel der Stadt Kapilavastu, zusammen, um unter Vorsitz von Fürst Shuddhodana zu beraten und die Geschicke der Stadt und des kleinen Fürstentums zu beschließen. In dieser Halle wurde auch Gericht gehalten. Schwere Fälle allerdings wurden an König Prasenajit in der Stadt Shravasti weitergegeben. Er hatte die Oberhoheit über die Shakya-Republik mit der Stadt Kapilavastu wie auch über die anderen Fürstentümer und Republiken, die im Mittleren Land nördlich des Ganges wie eine Perlenkette aufgereiht waren.